

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 21 (1917)

**Artikel:** Kaspar Marolf  
**Autor:** Amberger, Olga  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573334>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Kaspar Marolf.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Olga Amberger, Zürich.

Die Mutter von Kaspar Marolf war Witwe und Wirtin. Sie besaß das Gasthaus „Zur Rose“, das von der Kirche bloß durch den Friedhof getrennt lag. Am andern Ende hing ein Garten hinter einer Johannisbeerhecke, wo die Witwe Marolf manchmal die schwarzen Schnecken ablas, wenn nämlich der Schmied des Dorfes vorbeiging mit einem von seiner wichtigen Arbeit rotgedrungenen Kopfe.

Eines Tages kam ihr Sohn Kaspar, das einzige körperliche Gut ihrer Ehe, aus der Fremde heim in einem schwarzen Tuchanzug und mit einem Uhrenarmband am linken Handgelenk. Er war Koch und Kellner gewesen in verschiedenen Städten, ja sogar für wenige Wochen Leiter eines zweihundert Betten fassenden Gasthofes, wobei er soviel verdiente, daß er neben dem Unterricht in ausländischen Sprachen noch Reitstunden hatte nehmen können. Er hatte sich seit der Lehrzeit auf fahrig Weise in fünfzehn Stellen herumgetrieben durch zwei Jahre hindurch. Am Herd konnte er werken wie ein starker Mann; aber seine aufbrausenden Händel versalzten ihm die besten Arbeitstage. So hatte er zuletzt einem Nebenkoch das Wildbretmesser nachgeworfen, worauf etwas Blut aus dessen Hals geflossen war. Das bildete natürlich nicht das erste, was er der Mutter erzählte, sondern er beichtete lustig, daß er einst über die Vernunft hinaus Butter verbraucht im Aerger, und zwar naturreine Butter. Es stellte aber ein Verbrechen dar in den Augen seines Herrn. Die Mutter war eben mit ihm auf dem langsamen Rundgang durch das Haus in die Speisekammer getreten, wo sie ihm die viele gelbe Bauernbutter wie eine fromme Gottesgabe zeigte im Eisschrank. Sonst kam ihm alles kleiner, enger und knapper vor, als er es aus der weiten Bubenerinnerung herumgetragen, und er fragte spöttisch: „Sind die Jungfern hier noch die gleichen zahmen Hauben? Ich kenne jetzt Stadtfraulein aus anderem Teig! Ach, was für liebe Schelmenvögel es dort gibt und nette Donnershagel!“

Die Mutter fühlte sich weder spröde

noch sanft; aber sie war ehrlich betroffen über seine fragwürdigen Worte, mit denen er die Stadtmädchen gleich in der Mehrzahl nannte. Er merkte es und wünschte, das alte Gärtlein zu besuchen. Und er setzte den Zwißer, den er sich in der Stadt angeschafft hatte, zum zweiten Mal auf. In der Stille des Gartens hätte die Mutter ihn offen ausforschen können, wenn sie fürchtete, er habe inzwischen leichtfertige Bekanntschaften angezettelt. Doch ihre eigenen Nöte verwehrten ihr das Fragen. Kaspar schaute wohl rundum; aber er sagte kein Wort aus sich selber. Die Mutter, mit der er schon früher nie sein Vertrauen geteilt, wandte sich ebenso schweigend, indem sie wahrnahm, daß er einen Geruch von Zigarren, Wein und Essenzen duft um sich trug, wie der modische Handelsreisende, der alljährlich mit etlichen Mustertöffer in der „Rose“ nächtigte.

Nach dem Essen blieb Kaspar auf der Fensterbank in der Gaststube sitzen und behielt die Serviette auf den Knien. Der Schreinermeister des Dorfes stellte sich ein zum Feierabendschoppen, der Spengler erschien, der Sigrift und auch der Dorfschmied tauchten auf. Sie boten Kaspar, der sich zu einer Verbeugung erhob, Willkommen. Sie horchten ihn nach der Fremde aus, da er durch seinen Beruf mit vielerlei Menschen zusammengetroffen sein werde. Und während sie die Spielfarten fürs erste ablehnten, rühmten sie sein Aussehen, ob schon er ziemlich blaß und matt dreinblickte. Der Schmied, der zu den Gemeinderäten gehörte, trank einen gelagerten Landwein, die andern befaßen Bier, und der Sigrift stellte fest, daß man am besten erfahren könne, wie man altere, wenn wieder ein Junger heimkehre. Dem Schreinermeister, dem Spengler und dem noch hinzusetzenden Ortskrämer, der einmal Theologe gewesen, stahlen sich versonnene Spuren in die verwitterten Mienen, weil alle drei an ihre Jugend und die Wanderzeit dachten. Der Schmied allein stieß ein stolzes Lachen aus: „Mir scheint es nicht fern, daß ich im Elsaß war auf der Walz!“ Die übrigen erdrückten schlau einen leisen Spott über den Schmied

und priesen ihn vierfach: „Eine so junge Kraft wie der Storz!“

Kaspar tat zwar, als könnte er diese Nacht noch so viele kitzliche Geschichten erzählen, wie ein Heuer Schwaden mäht den Tag über. Da er aber als Koch in der Stadt nie mit den Gästen in Berührung geraten war und als Kellner stumm bedienen mußte, so hatte er keinen Wortaustausch genossen mit jenen Leuten, die man Weltmenschen zu nennen pflegt. Und wo er die freie Zeit verbracht, mochte er nicht verraten am ersten Abend. Einzig sein Französischlehrer hatte ihm einmal zwischen den Sprachkünsten seine Geschichte erzählt. Es war am Anfang geschehen, als Kaspar noch nicht liederlich geworden in seinem Studium. Nun gab er dieses Abenteuer zum besten. Es handelte vom deutsch-französischen Kriege. Und es gefiel. Denn der Sprachlehrer hatte im belagerten Paris am Barrikadenbau geholfen beim Aufstürmen von Türen, Betten und Kästen, die aus den Fenstern auf die Straße herabgelassen worden. Dafür mußte er sich nachher hinter den zitternden Rücken von zwei mitfühlenden Damen verbergen. Sonst wäre es mit ihm zu Ende gegangen. Seither aber ließ er seine Habe in einer grünen Holzkiste, auf der Kaspar während des Unterrichts oftmals gefessen hatte, verpackt. So war er bereit, wenn irgend ein neues Kriegsereignis, das er beharrlich Weissagte, oder ein Weltgeschehnis eintreffen sollte. Er brauchte nur den Kasten auf den Buckel zu werfen und auf- und davonzuziehen. Bei diesem Schlusse trieb es die Zuhörer zum Lachen. Selbst die Kellnerin legte das Wischtuch wie eine Last über die Achsel und lehnte sich einen Augenblick gegen den Tisch, um zu fragen: „Wie alt ist dieser Kauz?“ „Zweiundsechzig; damals war er einundzwanzig, wie ich jetzt,“ sagte Kaspar. Er schaute nach der Mutter, die hinter dem Schanztisch stand und nur mit den Augen gelacht hatte. Während des Redens war es ihm gewesen, als wäre der Schmied abgeschweift und hätte über den Glasrand weg eigentümliche Blicke nach der Mutter gesendet. Dann fand er, da auch der Sigrist nach den öligen Spielfarten langte, plötzlich, er habe genug geboten für den Tag der Ankunft. Er wünschte allen Gute-

nacht, nahm noch drei Ruchsnitten mit und stieg in seine Kammer. Dort holte er aus der gelben Ledertasche ein Romanbuch, dessen Titelblatt ihn am Zeitungs-schalter des Stadtbahnhofes bestochen hatte, hervor. Er stieß die Fenster auf, ließ die Mücken das Licht umtanzen und versuchte, einige zu fangen und die Zerquetschten neben den lodernden Docht zu legen. Hernach las er, auf dem Bette liegend, zwei von den spannendsten Schlusseiten, die ihm heiße Erinnerungen um den Sinn schlugen, durch. Dazu aß er das Zuckerzeug auf, und die letzten Krumen spickte er von den Buchseiten weg durch das Fenster hinaus. Schließlich lauschte er, bevor er sich ausstreckte, in den Garten hinunter.

Es war abgemacht, daß er zu Hause bleiben und alsgemach das Wirtsgewerbe von den Mutterschultern ablösen sollte. Aber er spürte zum voraus, wie er sich langweilen würde im gleichmäßigen Dorf-leben. Ein paar Wochen konnte er es noch verbeißen; soviel wußte er, weil als Zugabe die Feier des ersten August in die folgenden Tage fiel.

Am andern Morgen erschien er so spät, daß der Dorfschmied schon vom täglichen Neunuhrbissen aufstand in der Wirtsstube und wieder ans Schaffen wollte. Wenn der Schmied sich jugendlich reckte, ehe er zur Tür hinaustrat, stellte er es so frisch und geschmeidig an wie ein biegsamer Turner. Auf seine lebensrote Gesichtsfarbe hin mußte man seinen sechzig Jahren noch alle Genüsse des Daseins gestatten, bevor wirklich ein alter und grauer Mann aus ihm wurde. Sein rüftiges Jugendwesen ärgerte Kaspar zu dieser Stunde, da er selbst ein bißchen müde, weltgeheht und mißmutig aus der Schlafkammer geschlendert kam. Er sprach kurz: „Tag wohl!“ und suchte die Mutter. Sie schaute rosig aus mit der glatten Haut von vierzig gepflegten Jahren. Er fragte sie zuerst nach dem Schranckschlüssel zu den feinen Schnäpsen. Dann begehrte er ein Ei in der Küche, rührte es in einem Becher um, streute Zucker hinzu und belebte das Gemisch durch ein Spitzglas voll Rognak. Nach diesem Eingang beschwerte er einige weiße Brotschnitten mit Butter, die er behutsam aufaß. Hierauf verlangte es ihn nach der Morgenluft. Er hatte sogleich ge-

fühlt, wie die blutjunge Köchin einer verwirrten Schüchternheit zum Opfer gefallen war, während er ihre Töpfe und Geschirre mit einem Herrenblick gemessen hatte. Sie mußte ihn für einen vollkommenen Koch halten. Ein Koch konnte ein Künstler sein, sträubte sich sein Hochmut; aber nicht für die Dorfleute von Grabeck, schloß ein verächtlicher Gedanke. Dennoch nahm er den Weg nochmals durch die Küche. Als er aber zwinkernd die niedergetretenen Schuhe und das ärmliche Gewand der Köchin streifte, war es ihm zuwider, auf das junge Ding zu wirken. Er schob den Eierbecher gleichgültig hin und ging hinaus, ohne den Kopf zu drehen.

Drei Tage lang spielte er den freien Herumstreicher. Er wußte, solange würde das Dorfgerede es ihm ungeschoren vergönnen, daß er sich die Heimat wieder anschauete zum Eingewöhnen. Sein Dorf lag prächtig grün, weiß und schindelbraun auf einem Boralpenhügel wie andere seiner Art, und ein gut Stück hinter seinen Waldbhängen zog sich die schwebende Linie der himmelhohen Schneeberge hin, die alle milde und glühende Sehnsucht zu rufen vermag. Kaspar benützte seine seidene Reisendecke zu einem Lager unter dem Apfelbaum und dehnte sich faulenzertisch wie ein Seliger auf dem Sterne zunächst dem Herrgott. Er brauchte nur einen hangenden Zweig zu erlangen, so lag ein wassergrüner Frühhapfel in seiner Hand.

Doch endlich mußte er etwas unternehmen oder auf irgendeine Weise anfangen; so höhnte er eines Nachmittags einen baugerechten Regenablauf im Garten. Das Wirtshaus stand nämlich auf einer sanften Anhöhe, überblickte links den Friedhof und rechts den weichfallenden Teppich einer Matte bis zum unten durchrauschenden Flusse. Vor der Gasthostür aber durchschnitt die Landstraße den Kirchplatz, wo meistens die Pfarrhauswäsche aufgehängt war. In der Wiese glänzten die weißen Hühner der Witwe Marolf, und Kaspar formte sich einen Scherz daraus, mit den glitschigen Erdschollen nach den angstvollen Tieren zu zielen. Aber um seinen Willen herauszufahren, schaufelte er fort, ohne zu versperren. Als die junge Tochter des Dorfschmiedes, die Juliane hieß, vorbeispazierte, drehte er sich erst, da sie

schon wie eine helle Wolke unten um den Flußweg schwenkte. Sie war das einzige Mädchen des Schmiedes, das zarte Kind seiner zweiten Frau, die wegen dieses aus ihr entsprossenen Menschenlebens auf dem Friedhofe ruhte.

Kaspar dachte indessen, daß er einmal einen Ritt ausführen möchte, um sich den Hemdärmelburschen im Feld und den Jungfern in den Blumengärten zu zeigen. Aber es war kein schlankes Pferd da und kein elegantes Sattelzeug. Beim letzten Schaufelstich verging ihm auch die Lust am Lande schon wieder. Die Langweile machte ihn träg und launenhaft. Die Mutter schritt leitend durch das Haus; die Wirtschaft rollte geregelt. Es stiegen, wie das geschieht, Gedanken in ihm auf, nochmals fortzureißen. Die Mutter war rüstig genug und brauchte seinen Beistand keine Minute. Zum leeren Nichtstun war es noch zu zeitig für ihn. Es war überhaupt rein nichts los im Dorfe. Er hatte prahlen gehört, Amerika blühe als Paradies für Köche und Kellner, was ihm zwar fraglich schien; aber er flehte nicht am Brotverdienst wie viele andere. Immerhin konnte man mit den Plänen, über das Meer zu ziehen, vor der Mutter herumwürfeln.

• Mit der Kellnerin, die eine ewige Lachbaise war, hätte er jeden Augenblick schwätzen und schäkern können. Aber was ihm nahelag, hatte nichts Lockendes für ihn. Außerdem war sie älter als er und ein wenig verbauert. Und er hatte wahrgenommen, wie sie einen gläubigen Fahrknecht foppte. Der Verliebte vertat ihretwegen seinen halben Tag in billigem Silberschmuck, Schokoladefram und Postkarten, die sie hinter den Schanktisch nagelte, und sie lachte ihn aus zum Ergötzen der Gäste. Ihr einfältiges Gebaren, womit sie den treuherzigen Menschen fetete, bestand aber darin, daß sie die dunkeln Haare im Nacken zurechtrückte, um die runden Arme blendend vorzuführen. Kaspar hatte mehrmals seine Wut zu bändigen, daß er ihr nicht die Hände vom Halse zerrte.

Die Mutter hielt Kaspar nicht zum Schaffen an, noch getraute sie sich, eine Rüge auszudrücken. Sie wies ihm einige Geschäfte, die sie zur Ausführung nach seiner Heimkunft aufgespart hatte, vor.



Es gab ein paar einfache Pflichten mit der Feder auszufechten. Nichts zeigte sich dabei für die Muße einer kräftigen Hand. Der Hausknecht sei ja für alles da, äußerte die Mutter auf Kaspars Frage hin. Da sie vielleicht ahnte, was er Tieferes meinte, fügte sie bei, es gebe stets hilfsbereite Nachbarn. Kaspar versenkte sich in die kinderleichte Buchhaltung, die Haarstrangen fielen ihm über die Stirne vor Fleiß, und er vollendete in einem Morgen alles, nachdem er zuerst sein Frühstück aus Roggen und Ei genossen hatte. Die Mutter, die bisweilen hinter seinem Stuhl den Schritt hemmte, flüsterte für sich, wie es schön wäre, wenn er nun beharrlich bliebe, hier der Herr würde, sich Ansehen gewänne, etwa in die Schulpflege gerufen würde, worüber sie mit dem Schmied auch schon beraten hatte. Aber Kaspar hätte gerne einen Genossen nahe gehabt, um seine Abenteuer in den Städten mit einem Wissenden auszutauschen. Denn er fühlte sich zum Plaudern und zur Mitteilung gelaunt, sobald er die letzte Zahl eingetragen und von neuem mit müßigen Händen herumlungerte. Er hätte den Jünglingen des Dorfes manches Licht aufstecken können; aber sie wünschten ihm nur spitzbübisch lachend guten Tag. Sie wollten auch weiter nichts von ihm. Und er wäre heftig erboßt geworden, wenn er geschmeckt hätte, wie viele Miße über sein untätiges und nichtsnußiges Leben ihnen schon auf der Zunge zusammenliefen. Er schnellte gerne seine hochgekämmten Locken zurück auf den Kopf, der wie ein Spiegel glänzte und wie ein Friseurladen duftete. Auf seiner Märztupfennase ließ er oft einen Zwicker reiten, und sein rechtes Ohr wölbte sich albern weit über die Wange hinaus. Seine Stiefel hatten funkelnde Spitzen. Das war genug, beim Donner, daß sich allemal ein Gelächter hinter ihm eindämmte. Er sah die Dorfburschen schaffen, einen lustigen Trunk tun und wieder schaffen, und er wurde unwirsch. Im Mißmut hatte er ihnen prahlerischen Sand in die Augen streuen mögen. Zum Beispiel hatte er in der Stadt bei einer Wirterversammlung einen Satz vernommen, wie die Fremdenindustrie und das Gasthofwesen nach und nach die Landwirtschaft zu verdrängen vermöge. Und es war

auf einer Tafel das Verhältnis beider gezeigt worden, worauf mehr als die Hälfte eines Kreises mit üppigen Hotels, Wirtshäusern neben der Dorflinde und einem Gästestrom bildlich ausgefüllt war, während im Restauschnitt ein einsamer Bauer in der Zipfelmühe den Pflug durch ein Stück Acker steuerte. Aber die Grabeder Dorfburschen traten selten in die Schenkstube der „Rose“, da deren Bänke und Tische den bejahrten Handwerkern, denen der Alltag noch in Blechschneideln, Hobelspänen und Ledersegen um den Hemdtragen frakte, den Abendsitz boten.

Kaspar ging ein und aus und blieb stundenlang weg vom Hause. Einmal kam er den Wiesenhang hinan. Er wollte sich in das schattige Gras betten. Aber es war ein Schindelhaus in der Nähe, und die Frau überraschte den Faulenzer. Sie kam mit nackten Armen zum Brunnen zwischen den Rühen. Das Vieh wollte sein Wasser. Kaspar grüßte mürrisch, packte sein Romanbuch unter den Arm und stieg weiter hinauf. Ein ander Mal hatte er den Einfall, sich auf den Stamm eines abgeholzten Baumes am Waldrand zu setzen, von wo er die etwas einsam liegende Schmiede überwachen konnte. Von unten zündete der Fluß herauf. Neben der Schmiede wuchs ein junger Birnbaum in der grünwallenden Wiese empor. An seinen zarten Stamm lehnte sich die Juliane Storz in einem blauen Rocke. Das Kleid lag rund um ihre Zierlichkeit wie eine Schale. Ihre bloßen Unterarme bewegten sich in anmutigen Wellen; denn die emsigen Finger strickten, und eine weiße Ziege schnupperte ihr um die helle Schürze. Und eines Abends wurde er eines Dorfschauspieles teilhaftig. Eine rothaarige Frau, die er sonst im Rahmen ihres Blumenfensters gesehen, wie sie mit einem blöden Lächeln die sprühende Haarfüllebürstete, rannte barfuß über die Straße. Sie sei eine Verdrehte, schimpften die Gaffer, indem sie sich an dem Aufzuge weideten. Da sie ihren Mann, der wieder berauscht heimgetorkelt kam, in ihrem kurzen Verstand erbittern wollte, hatte sie aufgestampft unter einem Wutschrei und sich die Schuhe von den Füßen gerissen. Dann legte sie die Schürze hin, warf ihr den Rock nach und das andere

Zeug hintendrein. Dabei war sie schon auf der Treppe, nachdem sie noch die Strümpfe zu einem Ball geknäuel und dem Mann an den Brummschädel gewirbelt hatte, sodaß der bis zur Nüchternheit Geplagte ihr nachrennen mußte, um die Buben zu verjagen. Bei diesem häßlichen Vorgang empfand es Kaspar, wie die errötete Juliane sich still und beschämt zur Seite kehrte, während viele junge Leute grausam roh auftreifchten. Sonst war das Gesicht Julianes mattweiß und mit einem Flaum über der Haut. Sie zählte kaum achtzehn Jahre, und ihr Mädchenauge kam dem dreinstauenden Kaspar weder trüb noch glasig frech vor wie bei manchen jungen Dingen der Großstadt. Auch sah er ihre roten Lippen, was ihn an seine erste Liebe in der Stadt erinnerte. Es war ein kindliches Blumenmädchen gewesen, das mit zerschundenen Händen Rosen zurechtzupfte und für jede Blume zwei Bagen verlangte. Tagtäglich hatte er ihr Rosen abgekauft einen Sommer lang und manchmal mit Küssen bezahlt. Er schaute ihren zerstochnen Fingern zu und forderte: Deine Lippen her! Und er nahm Reißaus vor dem dazwischen tretenden Blumenhändler und stürzte zur klingelnden Ladentüre hinaus. Aber das bedeutete jetzt nichts mehr als eine ferne Spur an die ersten Hasenfußschritte auf seinen allseitig tändelnden Liebeswegen, auf denen er zuletzt die Pein und den Ekel einer verdorbenen Leidenschaft gekostet hatte.

Nun langweilte er sich durch eine halbe Regenwoche hindurch. Die lahme Muße rief ihn schier auf. Schließlich leuchtete die Sonne wieder, und er erhaschte jeden Tag um die selbe Stunde die Gelegenheit, den weißen Strohhut vor Juliane zu lüpfen, da sie zur gleichen Zeit den Milchfessel füllen ließ bei einer Bäuerin.

Am Abend des ersten August hatte sie ein grünes Schultertuch umgelegt. Die Mädchen reichten sich Arm in Arm. Die Jungburschen jodelten nach den unaufhörlichen Lauten einer Handorgel. Wie ein frischer Wasserstrahl glitten die Tonperlen durch die Luft. Ein jauchzender Böllerschuß segelte durch das feiernde Dorf. Der mußte frei und laut und überfroh ins Land hinausprengen, daß es vor mehreren hundert Jahren zu einem steinharten

Trugbund des Volkes gekommen war durch drei ineinandergelegte Männerhände auf der nächtlichen Seewiese. Am schönsten aber fand man die Freudenfeuer der Gegenwart auf jedem Dorfhügel; sie strebten heiß und glühend empor wie ein ins Brennen geratenes mächtiges Menschenherz.

Als die Dörfler gegen den Kirchplatz anrückten, kollerten eben die allerlehten Lichtbänder und Farbenwürfel der Abendsonne über den Weg, und das gelbe Goldgeringel hüpfte ihnen um die Füße. Kaspar, der sich nicht zeigte unter dem Schwärmnäuel der Leute, stillte seine Neugierde hinter der Johannisbeerhecke hervor, wozu er den Zwickel aufstülpte. Als das Festläuten am Ausatmen war, erschien der Pfarrer und stemmte den Holzstuhl, auf den er zur Ansprache steigen wollte, in den Riesboden. Derweilen klatschten die Schulbuben auf nackten Füßen die Stufen vom Glockenturm herunter und taumelten noch unter der Wucht des Erzgedröhns.

Es wurde alsgemach ruhig auf dem Platz, bis der kleinste der Läutejungen in die halbe Stille hineinplakte: „So, jetzt! Unsertwegen könntet ihr anfangen!“

Der Riesgrund sprigte giftig auf; denn der Unterlehrer schnellte zwei Schritte vorwärts und drohte: „Nimm dich zusammen, Lausbub!“ Er schmettete aber seine Schelte der runden Mählehrerin in das betroffene Gesicht, da der Junge ihm unter der Hand davongestrichen war. Rings um ihn mußten die Alten und die Jungen das läufige Lachen von sich schütteln, daß ihnen die Achseln wackelten.

Das Geräusch des Lachens und Hustens drang bis in die Seitenstube des Gasthauses „Zur Rose“. Vom heißen Tage her waren noch die Läden zugezogen, aber die Fenster im Innern geöffnet, sodaß der Schmied und die Witwe Marolf im Geheimnis des dunkeln Zimmers zu sitzen und dennoch die Stimme des Pfarrers auf dem Rednerstuhl draußen zu verstehen vermochten. Sie wuchs und gedieh unter den lyrisch belebten Händen des Pfarrherrn empor wie eine Alpenblume, die man mit halsbrecherischer Fährnis von einem Schneefeld herunterlangt. Kaspar hatte sich hinter dem Gebüsch auf die

Steine einer Beetumfassung gestellt; der Kirchplatz lag vor ihm wie eine Bühne. In ihrer Mitte suchte der Pfarrer unter beträchtlichem Armeschlenkern die Vergangenheit heranzuwinken. „Schaut sie an, die Vaterlandsgeschichte in ihrer Schönheit, Weisheit und Stärke,“ sagte er und zwang sie in kühne Bilder. Sie triefe in lieblichen Sängen von den Waldhügeln wie ein Alpsegen; sie poltere wie Kampfgebrüll aus jedem herabgesprungenen Felsblock in den Wiesenhängen; auf den heiligen Berggipfeln aber throne sie mächtig und ehern wie eine Majestät aus ewigem Guß ...

Drinne in der Seitenstube der „Rose“ lehnte die Witwe Marolf sich an das Fensterbrett, wo die Geranien in rotem Jubel ausbrachen. Neben ihr verlangte der Dorfschmied: „Du wirst es dem Kaspar sagen müssen!“

Das könne sie nicht von einer Stunde auf die andere, wie sie bereits aus seinem launischen Auftreten herausgelesen hätte.

„Doch,“ beharrte er, „heute noch! Du machst ihm keine breite Geschichte, du berichtest ihm die Sache, die dein Recht ist. Meiner Tochter zum Beispiel wird die Verlobung fertig mitgeteilt. Punktum! Hätte er dich nicht so lange allein gelassen, so wüßte er es jetzt ohne einen Deut!“

Die Witwe wollte einwenden, ungerrecht dürfe der Schmied nicht sein, denn in die Welt hinaus müsse ein jeder Jüngling; aber sie bemerkte zuletzt nur, an diesem Abend lehre die viele Gasterei an nach der Feier und überhaupt sei es gefährlich und auffallend, wenn sie länger zu zweit da zusammenblieben.

„Nicht, daß wir uns noch schämen müssen,“ bat sie. Er zog alsogleich seinen Arm zurück und blinzelte bloß mit den Augen. In ihrem plötzlichen Schweigen vernahmen sie, wie draußen der Seelenhirte eindringlich mahnte: „... Ihr Turner, du Jungmannschaft hier, stählet den Leib, damit man stolz es sehen kann und sagen auf schweizerdeutsch, was lateinisch heißt: In einem gesunden Körper wohne ein gesunder Geist!“ Das Wort vom gesunden Körper — Geist fiel als Echo von den Stubenwänden. Der Schmied reckte sich wie ein Schwinger und warf die Faust durch die Luft, sodaß die Witwe meinte,

sie könne ent schlüpfen. Aber er faßte sie an der heißen Hand und holte Atem herauf, um zu sprechen. Allein vorher noch erhitzte sich der Pfarrer draußen und brachte sein strammstes Wort heraus, das er wenige Tage früher bei einer Turnfestrede angewendet hatte: „... Seid eingedenk der Macht der Freiheit, Jünglinge! Mißbrauchet sie nicht! Nühet sie weise und mit Bedacht, auf daß ihr nicht wie die Leichtfertigen und die Unflugen vorzeitig knickt als abgelebte Jugendgreise ...“

In eben diesem Augenblick hatte der Schmied neben der befangenen Witwe Marolf geflüstert: „Solch eine Saubere, eine Feste, Schöne!“ Dabei holte er mit hastiger Zärtlichkeit ein Paket aus der Tasche und stieß ein wenig die Tür nach dem Flur auf, daß man den Glanz eines Seidenstoffes erblicken konnte. Er breitete das Zeug aus und drohte scherzend, aber bestimmt, er lege es gleichsam als letztes von vielen Geschenken hin. Jetzt solle sie wählen, ihn und den Stoff dazu oder gar nichts. Er komme keine siebenunddreißig Mal mehr umsonst.

Sie verwirrte sich unter seinem zärtlich strengen Drängen. Heute, am Festabend, da sie die fünf Sinne für die Wirtschaft beisammenhalten sollte! Und die Pfarrersrede hätten sie beide auch halb verpaßt, wehrte sie sich. Er wisse, daß und was sie wolle; aber er müsse sie noch eine kurze Zeit in Ruhe lassen. Mit dem Kaspar sei nicht jederzeit gut Rirschen essen. Und sie setze, ihre Schwäche ver ratend, in mütterlicher Gereiztheit bei, sie wisse nie, was er denke.

„Er ist ein hitziger Kopf und ein unfertiger, noch ungeformter Mensch!“ warf der Schmied hin.

Aber die Witwe verwahrte sich, sie müsse nur den rechten Augenblick auswählen und werde den Weg zu seinem Innern wohl noch finden als Mutter. Auch habe er schon, fuhr sie fort, um sich selbst zu ermutigen, ein Wort fallen lassen, er möchte nochmals fort in die Welt hinaus, etwa nach Amerika. „Vielleicht kann ich da anknüpfen,“ schloß sie, während der eifrige Pfarrer auf dem Kirchplatze einen aufmunternden Satz auspackte für die Weiber: „... ebenfalls die Frauen helfen



mit im Vaterlande zum Besten der Heimatscholle; sie wirken friedlich in Haus und Hof, in Küche und Keller. . .“

Bei diesem Lobe schob sich Kaspar zwischen den Büschen hervor, um die Bauernmienen zu erspähen. Die Männer klopften, da sie wahrscheinlich an den sauern Frieden in manchen Stuben dachten und an den fraßenden Most im Keller, den Pfeifenrest aus, knapp und manierlich, weil nicht viel Raum da war im Zuhörerkreis. Die Jungen schielten rechts um, links um und zogen den Jungfern, worunter etliche Schöne und Stolze herausstachen, hintenherum die Schürzenbänder zu Flatterliesen auf. Ein später Sommervogel scharwänzelte über die Köpfe gegen den Friedhof hin. Hinter ihm drein ließen die Frauen ihre Augen spazieren. Kaspar vermählte auf einmal seine Mutter, als er sie unter den Frauen auffuchen wollte mit einem verstohlenen Blick. Daß sie im Gasthaus zu tun hatte, schien ihm schließlich begreiflich. Ja, er malte sich den menschengefüllten Wirtstisch aus, wo es dann heißen würde: „Gut geredet hat er, der Pfarrer,“ und am Ende jeder eine Handvoll nicht übler Spässe aus dem Sack holte.

Unterdessen kletterte der Pfarrer vom Stuhle und der Unterlehrer turnte mit dem Taktstock in einem raschen Sprung hinauf, damit kein auflärmender Schwach losbreche. Kaspar hörte, wie das erste Lied des Kirchenchors rein und ein wenig grell durch den Abend zu rauschen begann, und er machte sich, da er müde war vom ungeschickten Stehen auf den Gartensteinen, hinter der Hecke davon. Um unbelauscht zu bleiben, schwang er sich wie als Junge durch das Flurfenster in das Haus. Da sah er im Seitenzimmer beim Ganglicht, das von der Türspalte weitergeworfen wurde, daß der rote Kopf des Schmieds an der Brust seiner Mutter ruhte und daß die Lippen sich spitzten gegen die Wölbung der sonntäglichen Bluse.

Wie er sich nun blizschnell vorstellte, dieser Schmied würde in grünen Samtschuhen in der Wirtstube sitzen, in seinem gesamten Vatererbe herumgehen, hier den Hausherrn spielen und sich alle Tage einen guten Tropfen auf den Tisch stellen und ein gebratenes Huhn dazu, da ergriff ihn

eine rachsüchtige Wut. Das verblaßte Bild seines Vaters spiegelte durch seinen Sinn, und es fiel ihm ungewollt ein, daß er gehört habe, seine Mutter sei einst eine Schönheit gewesen.

Der Schmied und die Witwe waren inzwischen übereingekommen, daß der Gatte vorerst seine Schmiede behalten solle, da er sie leicht zu beaufsichtigen vermöchte, wenn er in der „Rose“ eingezogen sei. So konnte sein Stiefsohn Kaspar auch ungeschmälert und sogleich in den Betrieb einsteigen als Herr und Wirt. Später wollte der Schmied das schöne Handwerk seinem obersten Gesellen überlassen und sich wohligh zur Ruhe setzen bei der rosigen Frau. Dann würden alt und jung sich wohl vertragen mögen unter einem Dach. Die Tochter Juliane aber sollte anfänglich noch in der Wohnung neben der Schmiede verbleiben bei der wirtschaftenden Base. Insgeheim erwog jedes der Verlobten, ob eines Tages Kaspar den Gatten abgäbe für Juliane; allein keines sprach es aus, weil sie selbst sonst mit eins aus Verliebten steinalte Leute geworden wären neben einem jungen Glück.

Indessen schlug Kaspar außen mit der Faust gegen die Tür, daß sie aufflog, und stürzte davon die Treppe hinauf. Drinnen sagte der unerschrockene Schmied: „Es ist besser, daß ich das Eisending am Fensterladen heute abend rasch geflickt habe.“

Bald darauf war die Gaststube in Rauch und Lärm gehüllt, und der Dunst strich um die Holzsäulen und über die Glasbehälter der Schützenbilder und Turnerkränze.

Kaspar knirschte hinter seiner verschlossenen Zimmertür, wo er den ganzen Festabend verharrte: „Nun kann ich also nach Amerika gehen.“

Er wartete darauf, daß ihm die Mutter anderntags die Wahrheit oder eine Ausrede vorsetzen werde. Sie hielt aber oft die Augen gesenkt und rührte sich geschäftig, indem sie das gewaschene Geschirr in den Schränken aufhob. Nur wenn er die Zeitung durchblätterte am Tisch, guckte sie argwöhnisch nach ihm hin. Sie wollte nichts von ihm, als daß sie in Ruhe heiraten konnte, wie es ihr Recht war, damit sie nochmals bei einem Gatten geborgen sein möchte, um sich in nachblühender



Frauenhingabe anzuschmiegen. Aber sie brachte keine Silbe davon über die Lippen, wenn Kaspar den Zeitungshalter über den Hofen schleuderte und verhärtet an ihr vorbeieilte mit kalten Augen. In seinem verbissenen Groll umschlich er des Abends die entlegene Schmiede, während Storz mit den Biergästen in der Schankstube seiner Mutter saß. Die Kellnerin hatte eines Tages aus aufdringlichem Scherz den Schranzschlüssel zu den feinen Schnäpsen versteckt. Kaspar erboste sich deswegen. Sie konnte das Verschmähtwerden nicht vergessen, und da sie nun den gespannten Faden zwischen Mutter und Sohn herausgespürt hatte, so hinterbrachte sie Kaspar, als sie am Sonntag mit einem gelben Federnhut aus der Kirche kam, die Leute hätten nach der Predigt gespöttelt: „Ein rechter Grabedecker ist der junge Marolf doch nicht; denn ein Grabedecker kommt nur heim, wenn er zeigen kann, daß etwas Rechtes aus ihm geworden ist.“ Sie könnten Beispiele genug an den Fingern aufzählen von heimgekehrten Helden; aber der Marolf spinne am Tagedieb herum — sie wolle das Wort nicht wiederholen, versicherte sie, nachdem es ihr über die Zunge gerutscht sei. Aber der Hausknecht, der zu Kaspar zu halten wünschte, schnitt ihr das Geschwätz ab, sie solle überhaupt stille sein, und die Leute reden immer dumm, am dümmsten jedoch die Nachplapperer.

Kaspar hingegen dachte: „Sie wissen nicht, daß ich die Teufelsgewalt hätte, dem Schmied die Schande ins Haus zu betten,“ während er am Stubenfenster über die grünen Zöpfe der Hängenneken hinausstarrte. Er hörte alte und junge Stimmen. Die Grabedecker flossen in den Farben des Sonntagsstaates über den Kirchplatz hinüber. Er erspähte unter den nachzügelnden Mädchen Juliane Storz. Die gelben Wespen begleiteten die Mädchen, weil etliche ein Zückerzeug aus dem Backhause heimtrugen.

Am Abend blickte Kaspar dem Hause neben der Schmiede, das Juliane mit Vater und Base bewohnte, ins dunkle Angeseht. Aus der Ferne hörte man die Handorgel des Dorfmusikanten. Sie klang derb und wild, ruhig und süß zugleich. Dann fiel auf einmal die Nacht vom Him-

mel wie ein schwerer Atem. Darauf brannte das Lampenlicht am Stubenfenster Julianes hell auf. Er sah, als er hinzugeschlitten war, durch die Scheibe, wie Juliane Milch in eine Schüssel goß, sich bückte und den Napf der Kaze hinreichte. Er verfolgte ihren blauen feinen Schatten an der Wand und wußte, daß sie allein im Hause war. Sie lockte das Tier spielerisch. Nachher öffnete sie die zum Garten führende Tür, um die Kaze ins Freie zu lassen. Da drang Kaspar auf die Schwelle; ein Strohbesen fiel über den Weg; Kaspar stemmte den Fuß ein und drückte sich voll Rachgier gegen den Schmied in das Haus.

Juliane schrie nicht. Das machte seine Hände rasend, sodaß sie die erhobenen Mädchenarme zornig umwanden. Das jähe Entsetzen stärkte die stumme Gegenwehr Julianes. Aber als sie beinahe schon den Atem verloren, da öffnete sie plötzlich die Lider im weißen Gesicht, ehe Kaspars heftiger Arm das Licht hinunterzustürzen drohte. Er fühlte, daß er von ihr ablassen mußte. Denn in ihren Augen hatte er einen aufzitternden Funken Liebe erfasst. Er ging augenblicklich aus der Türe; seine Gemeinheit schüttelte ihn wie ein Frost. Aus ihrem Blick hatte er erkannt, daß sie ihn niemals verraten würde. Er biß die trohigen Lippen zusammen und lief von der Schmiede weg. Die übrige Nacht fand er sich zu Fuß auf der Flucht. Er ging auf der finstern Landstraße; er durchzog ein schlafendes Dorf, verließ ein nächstes und traf ein anderes. Born und hinten war alles pechschwarz. Erst nach Stunden, als der Himmel zwischen den Waldbäumen wieder zum Vorschein kam, hing der Mond über Kaspar in einer mattgelben, schlanken Sichel. Julianes schmale Hände, ihre Wangen, die sich gegen ihn gestemmt, waren weiß gewesen ...

Er kehrte auf dem Absatz um. Da fuhr ihm ein Hund zwischen die Füße. Er merkte, daß er im lauten Selbstgespräch auf ein Bauernhaus zugeschlitten war. Hinter sich gewahrte er den Bauer, der mit einem Knüttel nach einem Störenfried suchte, um Haus und Scheune herum.

„Ich habe das Schlechte, das ich aus Rache gewollt, nicht ausgeführt,“ sagte er zu sich. „Juliane konnte nicht um meine



Alfred Marxer, Schooren-Zürich.

Sonne im Buchenwald (1912).



arglistige Absicht wissen; sie hat meine Leidenschaft gesehen und mir verziehen, indem sie einen Blick der Liebe bereit gehabt hat für mich. Aber wenn sie auch mein Verbrechen verhütet hat, so will ich um meiner rohen Gewalt willen nicht ihre Verachtung erleben müssen.“

Darum schritt er tags darauf wieder über ihren Weg. Sie tauchte aber nirgends auf und kam nicht zur Bäuerin wegen der Milch; der Lehrjunge aus der Schmiede mußte den Kessel füllen lassen. So nahm er sich vor, noch im Dorfe zu bleiben. Seine sieben Sachen waren eingepackt. Die Mutter hatte sein ruheloses Wesen wohl bemerkt. Sie fragte nichts und redete ihm nicht drein. Er fand seine Hemden gebügelt im Schrank und seine

verschiedenen Kellnerfräcke gebürstet über dem Sofa. Endlich begegnete er Juliane. Sie war bleich; aber sie trug eine stolze Linie in ihrem Hals, und der Kopf fuhr um einen Faden breit mehr in den Nacken zurück. Da durchströmte es ihn erlöst, daß er seine Ehre wieder erreichen könne.

Er nahm kurzen Abschied von der Mutter. Als er das Reisegeld zu sich steckte, erwähnte er bloß: „Sollte es eine Aenderung geben, meine guten Wünsche hast du!“ Die Mutter dankte ihm, daß er doch noch ein mildes Wort gesagt hatte zum Schluß. Sie drückte ihm die Hand: „Dein Platz hier bleibt dir offen!“ Und er machte sich auf den Weg nach Amerika.

Juliane aber dachte oft an die Zeit, wann er wieder zurückkehren werde.

## Nikolaus von der Flüe (1417–1487).

Gedanken und Studien zum 21. März 1917. Von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Niklaus von Flüe im Raubzug.

Um billig zu sein, darf man wohl den folgenden Erwägungen einige Beachtung schenken. Sie gehen über das Lokale und Persönliche unseres Gegenstandes ins Allgemein-Menschliche und Allgemein-Gesichtliche hinaus.

Heinrich Wölflin, der als Jüngling den Eremiten im Rast besucht hat, schreibt 1501: Niklaus habe nie als Reisläufer, sondern nur bei obrigkeitlichem Aufgebot Waffendienst getan. Ein solches verpflichtendes Geheiß erging im September 1460 in Obwalden, und da von Flüe einen höhern militärischen Grad bekleidete, war er ordnungsgemäß einer der Erstbefohlenen. Nun hat aber von jeher in Recht und Moral der Satz gegolten, daß man der legalen Obrigkeit im Kriege militärischen Gehorsam schuldet, auch wenn über die Gerechtigkeit des Streites Zweifel beim Soldaten bestehen. Es müßte die Ungerechtigkeit des Krieges vollkommen erwiesen sein, um dem einzelnen ein Recht auf aktiven oder passiven Widerstand zu geben.

Der Vertragsbruch gegen den Erzherzog war nun wohl vollkommen erwiesen, aber damit doch nicht das absolute Unrecht des Angriffs. Wer die zahllosen

krummen Händel auf beiden Parteiseiten vor 1460 studiert, wird mir doppelt recht geben, und unsere eigenen Erfahrungen in dem gegenwärtigen Weltkrieg bestätigen es, daß, sofern man überhaupt das Instrument des Krieges als ein gerechtes ansieht, wohl selten ein Krieg in seiner nähern oder fernern Motivierung als absolut ungerecht dargetan werden kann. Dem formellen und letzten Buchstaben nach: ja. Dem Gewissen der Urheber nach vielleicht auch: ja. Aber dem Urteil der Untertanen nach: nein. Es müßte denn in einer Republik nicht bloß der Stimmen, sondern auch der reifen Intellekte sein.

Die eidgenössischen Obern fühlten sich für den Moment und besondern Anlaß des Angriffs freilich im Unrecht, daher ihr Zaudern. Aber nicht in Ansehung ihrer Vergangenheit mit Habsburg und deren Logik. Ähnlich wie heute die Zentralmächte ihr Ultimatum und ihren Angriff nicht wesentlich auf die letzten Daten, sondern in weitausgreifender Rekapitulation auf die lange, bedrohliche Vergangenheit beziehen, so haben unsere Politiker von 1460 und hernach ihre Geschichtsschreiber und Geschichtsphilosophen den Thurgauerzug mit der steten und reellen Gefahr